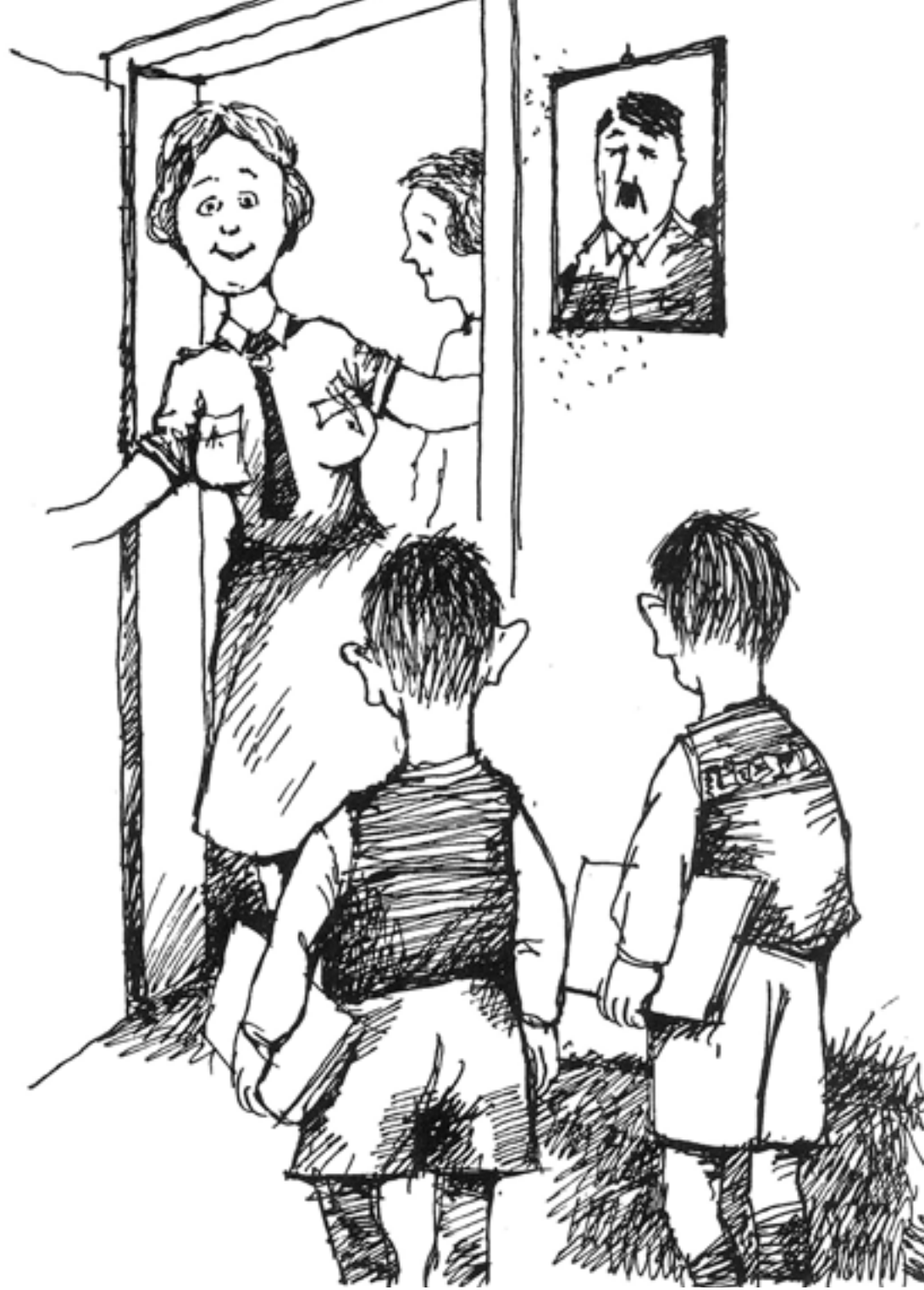

Abb. 1:
Im Kinderland-verschickungsheim (Zeichnung: Helmut Heimerl)

Josef Fendl

Zwei Stangen Wasser

Aus den Kindheitserinnerungen von Josef Fendl

Der Kulturpreisträger und ehemalige Kreisheimatpfleger Josef Fendl, Jahrgang 1929, gehört zu den immer weniger werdenden Landkreisbürgern, die ihre Kindheit im Dritten Reich erlebten. In zwei Episoden erzählt er von dieser Zeit.

Ein Jahr bevor der Krieg ausbricht, den man später den Zweiten Weltkrieg nennt, bin ich noch nicht einmal zehn Jahre alt. Ich trage Holzschuhe, die mir der Vater gemacht hat, und gehe in die vierte Klasse einer Dorfschule im Bayerischen Wald. Ich bin ein schmächtiges Bürschchen, blass und kränklich.

Eines Tages lässt der Lehrer meine Mutter in die Schule kommen, um ihr den Vorschlag zu unterbreiten, mich für drei Wochen „kinderlandzuverschicken“. Nach anfänglichem Erschrecken ist sie aber gar nicht so abgeneigt, vor allem als ihr der Lehrer darlegt, wie stabilisierend sich diese Maßnahme auf meine körperliche und geistige Gesundheit auswirken wird.

Die Sache hat nur einen Haken: Meine Eltern sind nicht in der Partei – ja, vom Vater munkelt man sogar, dass er ein erklärter Gegner des Systems sei. Die etwas boshafte Nachbarin sähe ihn denn auch am liebsten in Dachau.

Als der Lehrer, zugleich Ortsgruppenleiter im Dorf, („um die Sache problemloser zu machen“) mit dem Ansinnen herausrückt, die Familie in die NSDAP aufzunehmen, wehren meine Eltern entschieden ab und verzichten auf die in Aussicht gestellte NS-Fürsorge.

Der Pfarrer ist sowieso dagegen. Erstens will er mich nicht den sittlichen Gefahren einer lasziven Nazi-Ideologie aussetzen – schließlich hat er ja vor, mich nächstes Jahr ins Bischöfliche Knabenseminar zu stecken –, und zweitens hätte er jetzt zu Pfingsten einen pflichtbewussten Ministranten weniger.

Warum ich dann schließlich doch in den Genuss dieses NS-Kinderprogramms komme, bleibt den Beteiligten unklar.

Als der Tag des Abschiednehmens da ist, benetzt mir die Mutter die Stirn mit Weihwasser, sagt „In Gotts Nam!“, drückt mir einen Rosenkranz in die Hand und prägt mir noch einmal nachhaltig die Maxime ihrer Erziehungskunst ein: „Dass d fei allerweil schö folgst!“ Ich stecke den Rosenkranz in die Hosentasche und verspreche das Selbstverständliche. Das Kinderlandverschickungsheim Strullendorf[1] liegt zwischen Forchheim und Bamberg, ziemlich abseits vom Dorf, am Rand eines großen Kiefernwaldes.

Ich habe ein solches Haus noch nicht gesehen. Daheim haben wir eine niedere Küche, hier gibt es einen hohen Speisesaal; daheim essen wir gemeinsam aus einer großen Schüssel, die in der Mitte des Tisches steht, hier hat jeder seinen eigenen Teller, auf den er

sein Essen zugeteilt bekommt. Und wenn man noch Hunger hat, kann man „nachfassen“. Ich höre dieses Wort zum ersten Mal.

Und vor allem riecht in diesem Heim alles so angenehm, sogar das Klo! Wenn ich da an meine Schule denke mit dem geölten Fußboden und dem scharfen, beizenden Geruch, der aus den grüngelblichschleimigen Blechrinnen kommt, in die man sein Wasser ablässt ...

Und dann sind da noch die „Tanten“, die ganz anders aussehen als daheim Tante Marie, Tante Resl oder Tante Kathi. Aber sie sehen nicht nur anders aus, sie heißen hier auch anders: Tante Karin, Tante Sonja und Tante Emmi.

Die Mutter zu Hause ist abgeharmt, oft sogar traurig, ohne dass ich den Grund dafür kenne. Außerdem hört sie nicht mehr gut mit ihren vierzig Jahren. Die Strullendorfer Tanten sind rank und schlank, sehen viel adretter aus, haben eine stramme Brust, und nach Kuhstall riechen sie auch nicht, sondern viel, viel angenehmer, wenn auch recht ungewohnt.

Dazu kommt, dass der Tagesablauf ganz anders ist. Man darf nicht nur, man muss lange schlafen. Man kann mit den Kameraden spielen, hin und wieder auch mit den Tanten, und beim Lesen braucht man kein schlechtes Gewissen zu haben, dass irgendeine Arbeit liegen bleibt, die Vorrang hätte.

Manchmal wird sogar etwas vorgelesen, die Geschichte vom Hölzernen Bengele zum Beispiel, vom Schmied zu Jüterbog, der sogar den Teufel überlistet hat, oder vom großen Führer Adolf Hitler, der niemals in seinem Leben geweint hat, ausgenommen beim Tod seiner Mutter, und der im Krieg an den Augen verwundet worden ist und in einem Lazarett irgendwo im Osten – in Pommern vielleicht – den Entschluss gefasst hat, Politiker zu werden. Das ist aber dann nicht mehr so interessant.

Einmal krame ich während einer solchen Vorlesestunde in meinen Hosentaschen, und da fällt mir der Rosenkranz heraus, den mir die Mutter mitgegeben hat. Tante Karin, die gerade wieder über die Buchseiten hinwegsieht – denn sie kann auch lesen, wenn sie nicht ins Buch schaut! –, fragt, was das ist. Ich antworte unschuldig: „A Rousnkranz.“ Wofür das gut sei? „Zon Betn!“ Da wird allerdings Tante Karin böse: „Steck das weg! Sofort! Wir wollen hier solches Zeug nicht sehen. Führers Pimpfe haben so etwas nicht!“ (Auch das Wort „Pimpf“ höre ich hier zum ersten Mal, verstehe es aber nicht. Erst viele Jahre später erfahre ich, dass diese Bezeichnung nur eine andere Form für Pumps = Darmwind ist. Ob das die Tanten damals gewusst haben?)

Nicht einmal das mit dem Wegstecken des Rosenkranzes kapiere ich, denn einen Rosenkranz braucht man durchaus zum Beten; aber ich denke an das Wort meiner Mutter und folge.

Am anderen Tag greift mir während einer Bastelstunde irgend so ein Stadtbubi in die Hosentasche und holt mir den Rosenkranz heraus. Ich zwicke den Angreifer am Arm, um den Rosenkranz wieder zu bekommen. Aber der widerliche Bursche ist dagegen gefeit und grinst nur. Ich verspreche ihm die Nachspeise vom Mittagessen. Und die Kekse vom Nachmittagstee. Wenn noch 50 Pfennig draufgelegt werden, will der Erpresser das Angebot annehmen.

Anscheinend beansprucht aber diese Handelsschaft doch mehr Zeit, als ich es hernach in Erinnerung habe, denn Tante Karin wirft uns beiden zuerst mahnende Blicke zu, die nicht ankommen, zieht mich dann aus der Gruppe heraus und sagt zu mir: „Du Rosenkranzheini bist auch ein rechter Störenfried und Tunichtgut! Du wirst deshalb heute vom Mittagessen ausgeschlossen und in den Schlafsaal verbannt. Den darfst Du auf keinen Fall verlassen. Hörst Du?

Auf gar keinen Fall! Sonst wirst Du nach Hause geschickt ...!“

Und weil meine Augen fragen, wie lange das dauern soll, sagt sie: „Das wirst Du schon sehen. Du wirst aus dem Schlafsaal wieder abgeholt!“

Als ich mutterseelenallein im großen Schlafsaal liege, ärgere ich mich. Über den Stadtbubi, über Tante Karin, über das verwehrte Essen. Und weil ich mich nicht schuldig fühle. Über diesem Ärger schlafe ich ein.

Als ich wieder wach werde, muss ich mal. Aber da fällt mir gerade noch rechtzeitig ein, dass ich den Schlafsaal nicht verlassen darf. „Auf gar keinen Fall!“ hat Tante Karin gesagt. „Sonst musst Du nach Hause!“ und „Du wirst schon abgeholt ...!“

Hoffentlich kommt bald jemand, der dies tut!

Der Druck in der Blasengegend wird größer und unangenehmer. Ich weiß in diesem Alter noch nicht, wie die dafür zuständigen inneren Organe funktionieren. Ich weiß nur, dass ich „muss“ und dass ich das Zimmer unter keinen Umständen verlassen darf.

Andere hätten in einer solchen Situation vermutlich in eines der Waschbecken geschifft, die der Wand entlang angebracht waren. So etwas kommt mir aber überhaupt nicht in den Sinn.

Porzellanene Waschbecken haben sie hier. Daheim wäscht man sich am Brunnen vor dem Haus, der wird deswegen immer sauber gehalten. Eine blecherne Waschschüssel ist nur den Winter über im Gebrauch. Hier sind es Becken aus Porzellan, die wie große Suppenschüsseln aussehen. Aber was hilft das? Ein ganz ordinäres emailliertes Nachthaferl wäre jetzt gefragt, kein porzellanenes Waschbecken!

Ich stehe auf und gehe eine Zeitlang, von einem Bein auf das andere hüpfend, im Schlafsaal herum. Das ist mir ja schließlich nicht verboten worden. Aber die Bedrängnis wird durch solches Turnen nicht kleiner, sondern eher größer. Ich schlüpfe wieder ins Bett, aber auch da wird es nicht besser. Im Gegenteil! Der Drang verstärkt sich zusehends. Ich wünsche mir, Tante Karins Feststellung „Führers Pimpfe haben so etwas nicht!“ gälte auch für solche Fälle.

Zu Hause wäre das kein Problem, – wenn sich auch das „Häusl“ mit seinen manchmal recht lästigen Fliegenschwärmen nicht mit einem Klo von hier messen kann. Zu Hause wäre man auch nicht eingesperrt. Da war es viel schöner! Auch wenn dem Vater alle Augenblicke eine andere Arbeit für mich einfiel. Die Mutter war da schon etwas nachsichtiger.

Beim Gedanken an die Mutter fällt mir die Himmelmutter ein, deren Rosenkranz das ganze Dilemma ja irgendwie mitverschuldet hat. In einem Akt kindlichen Vertrauens sehe ich nach oben und entdecke zwar nicht die Muttergottes, nicht einmal einen Schutzengel, aber doch einen Hoffnungsschimmer.

Der Schlafsaal liegt im Obergeschoss des Heims und hat typische Mansardenfenster, die in das schräge Dach eingebaut sind. Eines davon ist – wohl einer ordentlichen Durchlüftung des Raums wegen – aufgespreizt. Das ist die Lösung! Die Erlösung.

Ich stelle in aller Eile zwei Nachtkästchen aufeinander, steige auf diesen wackeligen Turm, stütze mich mit meinen Händen links und rechts auf die Schienen der Halterung, hieve meinen Körper nach, zwänge mich durch die Luke, und schon stehe ich auf dem schräg abfallenden Blechdach, nur einen knappen Meter von der Dachrinne entfernt. Die Balance zu halten, ist kein Problem für einen waldlerischen Hütbuben, der die meisten Tage des Jahres in der freien Natur zu finden ist, schon eher die ungewohnte Hitze unter meinen nackten Fußsohlen.

Die Leibesnot, die mich zu dieser waghalsigen Aktion gezwungen hat, stellt sich nun plötzlich wieder in verstärktem Maße ein, und ich habe Mühe, in der ge-

Einschreiben!

An den Jugenddienstpflichtigen

Josef Fendl

Schönbühl

Der Jugendführer des Deutschen Reichs

Einberufende Stelle:
NSDAP. Hitler-Jugend
Bann 346
Hauptstelle I – Stelle WE.

Abb. 2: Der Einberufungsbefehl für Josef Fendl

botenen Eile die unmittelbaren Vorkehrungen zu treffen, die nun einmal notwendig sind, um dem Wasser freien Lauf lassen zu können. Aus übervollem Rohr pinkle ich in die Dachrinne, dass es eine wahre Freude ist. (Bis heute stellt sich bei mir jedes Mal, wenn ich ein Bild des Brüsseler Manneken Pis sehe, die Assoziation mit dieser Situation ein.) Eine unsagbare Erleichterung durchrinnt (im wahrsten Sinn des Wortes) meinen Körper. Erst nach Ablauf der Dinge nehme ich die Gelegenheit wahr, vom Dach in den Garten hinunterzuschauen, und plötzlich werde ich mir auch der Gefahr bewusst, in die ich mich begeben habe.

Viele Jahre später werde ich bei heimatgeschichtlichen Studien in den Annalen des Donauklosters Oberalteich lesen, dass im Dreißigjährigen Krieg ein schwedischer Soldat weniger schwindelfrei gewesen und bei der gleichen Verrichtung vom Kirchendach in den Tod gestürzt ist.

Mir beginnen die Knie zu zittern. Langsam gehe ich in die Hocke nieder und krieche auf dem heißen Dach wieder zur Ausstiegsluke zurück, durch die in das Zimmer zu gelangen mir jetzt viel schwerer fällt als vorhin der Weg in umgekehrter Richtung. Endlich habe ich mich rückwärts hindurchgezwängt. Beim beschwingten Abstieg werfe ich allerdings das obere Nachtkästchen um, sodass es mit großem Gepolter zu Boden fällt, springe schließlich – mich mit beiden Armen zugleich loslassend – auf den Fußboden und lege mich wieder ins Bett. Eine Zeitlang quält mich noch die Frage, ob ich nun bei diesem Unternehmen den Schlafsaal verlassen habe oder nicht. Es könnte ja sein, dass ich bei meinem „Ausflug“ einer der allgegenwärtigen Tanten aufgefallen bin ...

Über diesen beiden Ungewissheiten schlafe ich wieder ein. Die ausgestandenen Nöte fordern ihren Tribut.

Erst im Verlauf des Abendessens stellt man fest, dass da ein Platz nicht besetzt ist. Tante Karin schickt einen der Buben in den Schlafsaal. Weil es ihr offensichtlich peinlich ist, dass sie ihren Strafgefangenen vergessen hat, findet sie kein Wort der Entschuldigung.

Auch ich verliere kein Wort über die ausgestandene Not und die Verfahrensweise, mit der ich das Problem gelöst habe.

Selbst daheim erzähle ich niemandem etwas davon. Warum auch?

Im März 1945 war die schulfreie Zeit[2] plötzlich zu Ende. Ich erhielt ein Einschreiben, das mich für die Zeit vom 25. März bis 3. April in die Straubinger Landwirtschaftsschule zur „erweiterten Wehrhaftmachung“ einberief. Ich sollte (als 16-Jähriger!) in

diesen neun Tagen zum Volkssturmmann ausgebildet werden.

Die Uniform der jüngsten Vaterlandsverteidiger ließ sich als Gleichnis für die letzten Wochen des Tausendjährigen Reiches ansehen: Wir trugen alle unsere gewöhnliche Werktagskleidung, ich zum Beispiel lange Strümpfe, sogenannte Hochwasserhosen und eine geflickte Trachtenjoppe mit grünen Eichenlaub-Applikationen. Dazu hatte man jedem aus den letzten noch verbliebenen NS-Beständen eine Armbinde des „Bundes Deutscher Mädchen“ verpasst! Andere „Accessoires“ standen nicht mehr zur Verfügung.

Am Ostermontag, etwa drei Wochen vor dem Einmarsch der Amerikaner, „durfte“ ich mit meinen Volkssturmkameraden hinter der romanischen Kirche Sankt Peter zum ersten und, Gott sei's gedankt, einzigen Mal in meinem Leben scharf schießen. In den frischen Bombentrichtern an der Alten Donau wurden wir in der Technik des Handgranatenwerfens unterwiesen, und mittels Pappplakaten wurde uns gelehrt, wie man mit der Panzerfaust – fast mühelos – russische T34-Panzer knacken konnte. Einer der beiden Hauptleute, die dies mit emphatischen Worten zu demonstrieren versuchten, musste es wissen. Ihm hatte ein solches stählernes Ungetüm ein Bein abgedrückt. Dem anderen hatte man an einer der zahlreichen Fronten seinen rechten Arm zerschossen, damit das ewige Deutschland leben konnte, wie es damals hieß.

Als ich nach dieser Nahkampfausbildung und mit dem moralischen Imperativ nach Hause kam, im Falle einer notwendigen taktischen Frontverkürzung aus jedem Kellerloch auf den „entmenschten Feind“ zu schießen, notfalls auch auf Verräter aus den eigenen Reihen, war mein Vater gerade damit beschäftigt, den wenigen Hausrat im Garten zu vergraben. Er fettete seine Pistole ein, die er aus dem Ersten Weltkrieg mit heimgebracht und nie abgeliefert hatte, obwohl mehrfach dazu aufgerufen worden war, und wickelte ein paar alte Lumpen darüber, bevor er sie zusammen mit Blechtassen und Bratpfannen der stummen Mutter Erde anvertraute. Was nicht vergraben werden konnte, wie das Fahrrad oder einige Möbelstücke, wurde im Keller eingemauert.

Nach dem Verstauen des spärlichen Hausrats überlegten meine Eltern, wie sie verhindern konnten, dass ich mit meinen 16 Jahren in den letzten Kriegswochen noch zu den Waffen gerufen wurde. Favorit aller in Betracht kommenden Möglichkeiten war ein Versteck in der Scheune. Mein Vater hatte es in tagelanger Arbeit und ganz im Geheimen hergerichtet. Er hatte zunächst alles Stroh auf die Tenne gegabelt, an die rückwärtige Scheunenwand aus Brettern und Balken einen

Der Jugendführer
des Deutschen Reiches

Einberufungsbefehl!
Volkssturm

Auf Grund des Gesetzes über die Hitler-Jugend vom 1. 12. 1936 (Reichsgesetzblatt 1936 Teil I S. 993) und der dazu ergangenen I. und II. Durchführungsverordnung vom 25. 3. 1939 (Reichsgesetzblatt 1939, Teil I, Seite 709, 710) sowie meines Erlasses vom 5. 10. 1944 über die erweiterte Wehrhaftmachung der Deutschen Jugend wirst Du für die Zeit vom 26. 3. 45 bis 3. 4. 45 in das Sonnenausbildungslager Strbg. Landwirtschaftsschule einberufen.

Anreise und Meldung muß am 25. 3. 45 bis spätestens 20 Uhr erfolgen.

Straubing, Datum des Poststempels

Im Auftrage:
Schüller
Hauptbannführer

Abb. 3: Die Ausbildung fand in der Straubinger Landwirtschaftsschule statt.

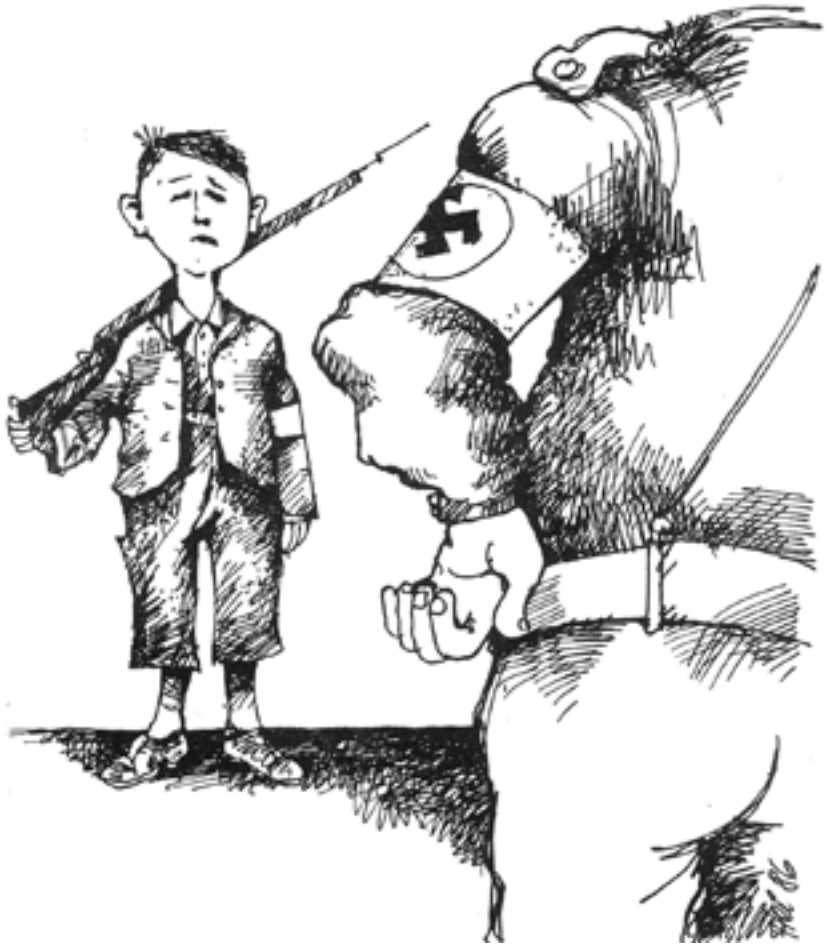

Abb. 4: Ausbildung zum Volkssturmmann (Zeichnung: Helmut Heimerl)

Unterstand gebaut, dann über dieser Bretterkammer und nach vorne zur Tenne hin das ganze Stroh wieder aufgerichtet. Meterhoch und zentnerschwer. Den Zu-/Ausgang dieses Verstecks bildete eine „Tür", die mein Vater sorgfältig aus der Scheunenwand herausgeschnitten hatte. Eine dicke Schar dort aufgeschichteter Holzscheite ließ sie wie hinter einer Tarnkappe verschwinden.

Ein großartiges Versteck für einen Jungen in einem Alter, in dem man doch noch lieber von tapferen Rothäuten las, als mit scharfen Panzerfäusten zu hantieren. Leider wurde es nichts mit dem Bezug dieser genial ausgedachten Wohnhöhle, deren Bewohnbarkeit ich nur allzu gern getestet hatte. Meine Mutter hatte Angst, dass der Pueblo-Indianer beziehungsweise Volkssturm-Deserteur in diesem selbst gewählten Gefängnis ersticken könnte.

Möglichkeit Nummer zwei: eine Krankheit. Natürlich nicht so ein ordinärer Schnupfen oder gewöhnliches Hals- oder Bauchweh, sondern schon etwas Ordentliches, Vorzeigbares. Mein Vater wusste da einige Hausmittel aus dem Krieg anno 1914/18. Wenn man sich diesen Rosskuren unterzog, bekam man schlimmes Fieber oder andere eigenartige Zustände, die es einem absolut unmöglich machten, stehenden Fußes dem „größten Feldherrn aller Zeiten" zu folgen.

Aber auch diese Möglichkeit gefiel meiner Mutter nicht, weil man ja nie wusste, welche Nachwirkungen man damit nolens volens in Kauf nahm.

Nach langem Hin und Her und manchem Für und Wider blieb nur die Variante eines verbrannten Fußes übrig. Mit einem defekten Hals konnte man ja immer noch marschieren und Handgranaten werfen. Also: Verbrühung, ein Arbeitsunfall, wie er in der Landwirtschaft immer wieder mal passiert. Mit Feigheit hatte das nichts zu tun. Im Ersten Weltkrieg soll es nach Vaters Erzählungen öfter vorgekommen sein, dass sich tapfere Soldaten in den Fuß schossen. Ganz unabsichtlich, versteht sich.

Die Szenerie war bedrückend und beeindruckend zugleich. Auf dem Herd brachte meine Mutter einen Topf heißen Wassers zum Kochen, während sich mein Vater eine Arbeit im Stall suchte. Ich, der designierte Held des Tages, stellte mich barfuß auf den Stubenboden und nahm selber die Prozedur vor. Ich rückte den Topf von der Herdplatte und goss mir mit dem Mut des römischen Helden Mucius Scaevola, der als Gefangener der Etrusker seine rechte Hand im Herdfeuer

verbrannte, um so seine Furchtlosigkeit zu beweisen, die brodelnde Wassersäule auf den linken Fuß. Meine Mutter hatte es nicht übers Herz gebracht, diesen Part zu übernehmen.

Es wäre sicher nicht so schlimm gewesen, unabsichtlich einen Topf heißen Wassers umzustoßen. Aber das langsame Niederrinnen des rauchenden Wassers, das Auftreffen auf die angespannte nackte Haut, der stechende Schmerz, der nach einigen Sekunden folgte ...

Man sagt zwar, ein Indianer kenne keinen Schmerz, aber so ein waschechter Sohn der Prärie war ich trotz der zahlreich gelesenen Karl-May-Bande eben doch noch nicht. Und auch des Führers Devise von einer Jugend „hart wie Krupp-Stahl, zäh wie Leder" hatte bei mir offensichtlich zu wenig Wirkung gezeigt.

Meine Mutter war gleich mit Salatöl zur Stelle und schmierte den gebrandmarkten Fuß damit ein. Nach heutigem Wissensstand war das keine geeignete Therapie. Allerdings stand mir auch Angenehmes bevor: In den nächsten Tagen brauchte ich nichts Nennenswertes zu arbeiten, durfte mich aufs Kanapee legen und weitere aus der Katholischen Pfarrbücherei ausgeliehene Karl-May-Romane lesen. An einem einzigen Tag verschlang ich den ganzen „Ölprinzen".

Die Sache mit dem verbrannten Fuß war gar nicht so einfach. Die Brandblasen fingen an zu eitern, und wildes Fleisch begann zu wuchern. Es dauerte eine längere Zeit, bis das Ganze wieder einigermaßen verheilt war. Und obendrein war der Tapferkeitsbeweis umsonst gewesen, denn niemand hatte mehr Zeit und Gelegenheit gehabt, mich an die Front zu rufen. An welche Front auch?

Ebenso unnötig war das Vergraben des Geschirrs und der Lebensmittel gewesen. Der einzige „Feind", der wenige Tage später auf dem väterlichen Anwesen erschien, war ein einzelner schlaksiger amerikanischer Soldat, dessen Gesicht von Pickeln übersät war und der „eggs, eggs" verlangte. Dieser, die ganze Zeit einen offensichtlich imaginären Gegenstand wiederkäuende GI sah ganz anders aus als die Soldaten der Deutschen Wehrmacht, wie wir sie von der Wochenschau her kannten. Immerhin hatte ich nun zum ersten Mal Gelegenheit, mein Schulenglisch in der Praxis anzuwenden. Ich übersetzte meinen Eltern nicht ohne sichtlichen Stolz den Wunsch des Abgesandten aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Eilfertig brachte meine Mutter daraufhin eine Schürze voller Eier. Der Ami stopfte sich damit seine unzähligen Uniformtaschen voll, dass er beinahe aussah wie die Artemis von Ephesus aus Luckenbachs lllustrierter Kunstgeschichte. Lautlos, wie er gekommen war, verschwand er.

Vielleicht gehörte er – wie ich in meinen Träumen – zum Stamme der Apachen?

1 Gegründet 1920, 1937 Abgabe an die NS-Volkswohlfahrt, später Walderholungsstätte der Stadt Bamberg.
2 Von November 1944 (Luftangriffe auf Straubing) bis September 1945 war die Oberschule kriegsbedingt geschlossen.